

nen Geschlecht. Das Erscheinen einiger ziemlich beachtenswerthen Erzeugnisse gibt uns Gelegenheit uns zunächst verschiedener Bemerkungen über die poetischen Zustände Berlins zu äußern, und namentlich unser Urtheil über drei Poeten — Lyriker — abzugeben welche in letzter Zeit recht thätig waren, wenn es ihnen auch noch nicht gelang sich einen allgemeineren Ruf zu erwerben.

Die berliner Poeten haben fast bis auf die neueste Zeit eine ziemlich misliche Stellung gehabt. Berlin und Poesie! Hegelthum und Poesie! Kalter Verstand und Poesie! Sand und Poesie! so lautete immer der Refrain des Feldgeschreis der kritischen Gegner. Man hatte allerdings zu diesen Exclamationen insofern ein Recht als man durch Erfahrung belehrt war daß die Wiege großer Poeten nicht gerade in Berlin gestanden. Es fehlt unserer Residenz besonders die schöne Naturumgebung, also jenes Element welches zuerst die schlummernde Phantasie zu wecken und zu nähren pflegt. Nur sehr wenige hervorragende Talente auf dem Gebiet der Poesie wurden in Berlin geboren oder erzogen: außer Tieck und Gutzkow wissen wir in neuerer Zeit Niemand zu nennen. Dagegen haben sich namhafte Poeten hier oft lange Zeit aufgehalten, und bedeutende Werke sind von hier ausgegangen. Der Angriff gegen berliner Poeten und Poesie ohne Unterschied war also mindestens immer ein einseitiger. Wir wollen mit dieser Andeutung keineswegs etwa der von Gutzkow so gegeißelten „pommerschen“ Dichterschule aus den dreißiger Jahren ein Ehrendenkmal setzen; die guten Leutchen, Eduard Ferrand an der Spitze, waren fast alle so stark von der damals grassirenden Heinomanie ergriffen daß fast jedes Lob originellen Schaffens rückichtlich ihrer einer Unwahrheit gleichkäme. Daran müssen wir aber doch erinnern daß auch Sallet und Gaudy, zwei hervorragende Talente, diesem Kreise wenigstens nahestanden. Die pommerschen Dichter sind heute spurlos verschwunden, theils in der Welt zerstreut und auf ganz heterogene Lebensbahnen gerathen, theils auch schon jung gestorben. Ein anderer Kreis hingegen besteht noch gegenwärtig. Wir meinen den Verein welchem vor Jahren Strachwitz und Rühler angehörten, und dem gegenwärtig drei Poeten von verschiedener, aber nicht unbedeutender Begabung beizählen: Scherenberg, von Lepel und Fontane. Wir könnten die Genannten nicht ganz uneigentlich mit dem Namen „die preussischen Dichter“ bezeichnen, wollten wir auf einige ihrer Tendenzen ein besonderes Gewicht legen. Wir thun letzteres jedoch nicht, sondern überlassen sie hinsichtlich dieses Punktes ihren Ueberzeugungen oder Illusionen, und halten uns an eine unparteiische Prüfung ihrer künstlerischen Bedeutung, soweit sich diese eben von der Tendenz trennen läßt. Die Prüfung der Tendenz, wenn selbe mehr Parteizwecke als eine allgemeine humanistische Richtung verfolgt, gehört überhaupt in ein ganz anderes Gebiet, womit wir rundweg sagen wollen daß wir sie in jeder Poesie verwerflich finden, und daher von dieser Seite aus auch an den drei preussischen Poeten Manches tadeln müssen. Indes sind wir der Gerechtigkeit die Behauptung schuldig daß die Tendenz des einen oder des andern Derselben vielleicht nur darum stärker als Parteitendenz hervortritt, weil sie sich gerade in dieser unserer gegenwärtigen Zeit geltend macht. Von der modernen süddeutschen Lyrik unterscheiden sich die Genannten im Allgemeinen dadurch daß ihre Anschauungsweise gleichsam mehr zu dem Gebiet der zeichnenden und plastischen Kunst hinneigt, während dort das musikalische Element vorwaltet.

Von Scherenberg erschien jüngst eine zweite Auflage seiner „Gedichte“. Bei unsern meisten Lyrikern und Poeten überhaupt pflegte sich die heitere und die melancholische Gattung ziemlich streng nach den verschiedenen Talenten zu sondern, bei Scherenberg treten beide Richtungen nebeneinander auf: die Laune oder der Humor, und die ernste Empfindsamkeit. Doch bringt es sein Humor nie bis zum eigentlichen Wit, ebenso wenig als seine Empfindsamkeit bis in die tiefen Regionen des Gefühlslebens hinabsteigt, indem ihm zum Wit die Harm-

losigkeit, zur weich oder leidenschaftlich schwärmenden Sentimentalität die Fülle der Gemüthswallungen und der echtidealistische Schwung abgehen. Eine gewisse Frische und Dringlichkeit dagegen springen dem Leser sehr bald in die Augen, mögen sich diese Eigenschaften nun in der Schlaghaftigkeit des Ausdrucks, der Form und der Wendung, oder in piquanten Bildern und Gedankenblitzen, oder in der Art und Weise äußern wie es der Dichter versteht seinen Stoff leck und rasch zu ergreifen. Von der alten Zerissenheit finden wir bei ihm keine Spur, so wenig wie bei Lepel und Fontane; Scherenberg ist eine derbe, gesunde Natur, und wenn die Töne seiner Lyra auch zuweilen scharf und schrill klingen, sind Das meist nur Anflüge einer muntern Laune, nicht aber die Melodie einer trübseligen Verstimmung. Sein Humor ist ein kerniger Spasch welcher an die altpreussische Zeit Friedrich Wilhelm's I. und des alten Fritz und seiner Paladine, aber auch Etwas an den Zopf erinnert, und der hier zuweilen in die eigentliche Schnurre, dort sogar ein paar mal in das Cynische ausartet. Es fehlt hierbei andererseits keineswegs an tiefem Ernst, welcher sich da und dort selbst mit einer gewissen bitteren Lebensweisheit Hand in Hand zeigt; trotzdem aber müssen wir bekennen daß diese Folien doch nicht den öfter mangelnden idealistischen Hintergrund ersetzen, der nie hinter der Poesie fehlen darf. Misverstehe man uns hier nicht: wir fordern von der Poesie keineswegs blasse Idealitäten, diese gehören in eine längst abgethane Zeit der Kunstanschauung; wir wollen Reelles, wir wollen Charakteristisches, aber auch dieses immer nur auf der Basis höherer, im Geist der Kunst aufgefaßter humanistischer Zwecke. Nach einigen der vorangehenden Bemerkungen könnte es scheinen als ob Scherenberg das zartere Empfinden, die weiche Anmuth versagt sei. Daß Dies nicht der Fall ist erkannten wir deutlich aus dem Gedichte „Abu Abdallah“, welches in feincharakteristischer und trefflicher Auffassung des einander entgegenstehenden maurischen und christlichen Elements Duft und Schmelz in Fülle athmet. Am entschiedensten tritt Scherenberg's Vorliebe für das Derbkräftige, Mächtige und Gewaltige in seinen beiden vor einiger Zeit schon erschienenen Gedichten „Ligny“ und „Waterloo“ hervor. Der Standpunkt von welchem aus der Verf. die Ereignisse betrachtet scheint uns nicht der zu sein auf den die Weltgeschichte ihren Richterstuhl zu stellen belieben möchte, und ebenso finden wir die Schilderung einer modernen Schlacht (die Einzelkämpfe bei Homer sind etwas ganz Anderes!) nicht als einen geeigneten Vorwurf für die Poesie, wenigstens nicht in einer so detaillirt beschreibenden Art wie unser Poet sie bietet. Es ist kaum zu vermeiden daß wir nicht von dem drängenden Durcheinander einer solchen Schilderung völlig bewältigt werden. So geht es uns auch mit Scherenberg: wir lesen sein Gedicht und freuen uns über manche geniale Blize und Wendungen, und namentlich über die zuweilen gewaltige Kraft der Bilder und der Charakteristik. Wenn wir indes das Buch gelesen haben und es aus der Hand legen, ist uns so chaotisch zu Sinne wie Einem sein mag der eben selber aus der wirklichen Schlacht gekommen. Und die Nachwirkung der sich von Seite zu Seite überbietenden Anstrengung des Dichters ist der Art daß wir mit einem Gericht aus puren Bayonnetspitzen, Flintenkugeln und zerplagten Granaten gespeist worden zu sein glauben.

Als den zweiten der obenerwähnten Poeten nannten wir B. von Lepel, eine ganz andere Natur als Scherenberg, mit dem er höchstens etwa das Streben nach Geschlossenheit der Form gemein hat. Lepel hielt sich ehemals lange in Italien auf, und die Wirkung dieses Aufenthalts auf seine Poesie ist unverkennbar. Indes nicht Italiens Natur, nicht der südlich glühende Himmel spiegelt sich hier wider, sondern ein anderes Element, wofür das Land in dem Dichter vorzugsweise Berührungspunkte fand, das Antike. Daher auch Lepel's Vorliebe für Platen und seine Verwandtschaft mit diesem Dichter. Seine schon vor mehren Jahren erschienenen Gedichte führen den Titel „Lieder aus Rom“. Die erste Hälfte derselben bewegt